

# Burgäschi-Süd : die vierte jungsteinzeitliche Ufersiedlung am Bürgäschisee

Autor(en): **Bandi, Hans-Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Ur-Schweiz : Mitteilungen zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz = La Suisse primitive : notices sur la préhistoire et l'archéologie suisses**

Band (Jahr): **16 (1952)**

Heft 4

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1034577>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

später durch viele Erleichterungen unterstützte. Manches Jahr hindurch arbeitete er im altbekannten Gräberfeld Castanedas – die Gemeinde schenkte ihm dafür das Ehrenbürgerrecht –; dann aber begannen die großen Entdeckungen in Trun-Grepault, Haldenstein-Liechtenstein, Fläsch-Luzisteig, Lumbrein-Crestaulta, Fellers-Mutta, Cunter-Caschlin, Cazis-Petershügel, Cazis-Cresta, um nur einige der wichtigsten zu nennen. Für seine Grabungen zog er, wenn irgend möglich, außerkantonale Fachleute bei; namentlich für die Planaufnahmen bediente er sich gern ihrer Hilfe. Er war bestrebt, was er gefunden und ergraben hatte, auch bald zu veröffentlichen, der Fachwelt zugänglich zu machen. Er ist uns in dieser Hinsicht kaum etwas schuldig geblieben. Seine wesentlichste Publikation in unsern Monographien über Crestaulta mit ihrem reichen Fundgut ist auch in ausländischen Instituten ein geschätztes Werk.

Sein Tod und seine geistige Hinterlassenschaft verpflichten uns. Sie verpflichten die Fachwelt, sein zutage gefördertes Material voll auszuschöpfen und seinen Kanton, dafür zu sorgen, daß die Urgeschichtsforschung in Graubünden nach einem so glänzenden Aufstieg nicht untergeht. K. Keller-Tarnuzzer

## Burgäschisee-Süd,

die vierte jungsteinzeitliche Ufersiedelung am Burgäschisee

Der idyllische Burgäschisee südwestlich von Herzogenbuchsee, zum Teil auf Berner, zum Teil auf Solothurner Boden gelegen, ist seit langem ein Anziehungspunkt für die Ur-Geschichtsforscher. Denn an seinen schilfbewachsenen, von mancherlei Wasservögeln bewohnten Ufern liegen verschiedene Fundstellen, die uns beweisen, daß der Mensch sich schon früh an dem kleinen Gewässer ansiedelte.

Seit Mitte des letzten Jahrhunderts wurden aus der weitem Umgebung des Sees Funde gemeldet, aber erst im Jahre 1877 kam es zu einer Ausgrabung in der unmittelbaren Uferzone: Gymnasiallehrer J. Keiser und Pfarrer A. Heuer von Burgdorf hoben damals auf der Nordseite einige Gräben aus, wobei an Hand zahlreicher Funde das Vorhandensein einer jungsteinzeitlichen Siedlungsstelle nachgewiesen werden konnte. 25 Jahre später entschlossen sich das Bernische Historische Museum und das Städtische Museum Solothurn an der gleichen, als Burgäschisee-Nord bezeichneten Stelle nochmals anzusetzen und betrauten Herrn Ed. v. Jenner, Bern, mit der Grabungsleitung. Dann ruhten die Arbeiten, abgesehen von kleinen Sondierungen, wieder während Jahrzehnten. Als aber im Jahre 1943 bei der Tieferlegung des Seespiegels um zwei Meter neue Fundstellen zum Vorschein kamen, mußten die Museen von Bern und Solothurn wieder in Aktion treten; denn es bestand die Gefahr, daß die im Boden liegenden kulturhistorischen Reste infolge der Austrocknung Schaden

litten. Die auf Solothurner Boden gelegene Station Burgäschisee-Ost wurde unter der Oberleitung von Prof. O. Tschumi, Bern, und Dr. St. Pinösch, Solothurn, durch Sekundarlehrer W. Flükiger, Koppigen im Sommer 1944 ausgegraben, während die Untersuchung der zweiten neuen Fundstelle, Burgäschisee-Südwest, die unter Aufsicht von Prof. Tschumi durch das Bernische Historische Museum durchgeführt wurde, von 1944–1945 dauerte. An dieser dritten Siedlungsstelle haben wir die Grabungen im vergangenen Jahr nochmals aufgenommen, um das restliche Fundmaterial zu bergen. Dr. R. Wyß berichtete darüber vor kurzem in der «Ur-Schweiz».

Diese drei Fundplätze, Burgäschisee-Nord, -Ost und -Südwest haben ein sehr beträchtliches Material geliefert, das sich vor allem in Bern und Solothurn befindet. In der Fachliteratur spielt es insofern eine wichtige Rolle, als Dr. Th. Ischer in seiner grundlegenden Chronologie vom Jahre 1920 die älteste Phase des schweizerischen Pfahlbauneolithikums als Burgäschi-Stufe bezeichnete. Auch in der kürzlich erschienenen Monographie von Dr. Victorine von Gonzenbach über die Cortaillodkultur in der Schweiz sind die Funde aus den Ufersiedelungen am Burgäschisee eingehend berücksichtigt worden.

Neuerdings gelang nun noch der Nachweis eines vierten Fundplatzes, der auf Berner Boden liegt und den Namen Burgäschisee-Süd erhielt. Schon in den vierziger Jahren waren an der in Frage stehenden Uferpartie Funde gemacht worden, doch konnte damals nicht festgestellt werden, ob man es mit einem Ausläufer der Südwest-Station oder mit einer selbständigen Siedlungsstelle zu tun hat. Während der jüngsten Grabungskampagne, die im August dieses Jahres, begünstigt von einer stabilen Wetterlage, stattfand, zeigte es sich in eindeutiger Weise, daß kein Zusammenhang mit der Station Südwest besteht, so daß man nun auch auf der Berner Seite des Burgäschisees zwei Ufersiedelungen kennt.

Ich möchte hier einen kurzen und vorläufigen Bericht darüber erstatten, welche Ergebnisse diese erste Grabung in der Station Burgäschisee-Süd zeitigte. Sie erfaßte ein Areal von rund 130 m<sup>2</sup> unmittelbar am Rande des Sees, d. h. in einem Gebiet, das bis zur Absenkung des Jahres 1943 überflutet war. Unter einer 20–30 cm mächtigen torfigen Humusschicht und einer Lage von ca. 10 cm oberer Seekreide, also in einer Tiefe von nur 30–40 cm befand sich die Kulturschicht – die einzige an diesem Fundplatz –, die eine durchschnittliche Dicke von 20–40 cm aufwies und auf der untern Seekreide auflag. Bei ihrer Untersuchung zeigte es sich, daß die kulturhistorischen Reste hier im allgemeinen etwas schlechter erhalten waren als etwa in der Station Südwest. Dies gilt ganz besonders für die Keramik, von der beinahe ausschließlich nur kleine Fragmente angetroffen wurden. Etwas besser verhielt es sich merkwürdigerweise mit den Gegenständen aus Knochen, Hirschhorn und Holz, unter denen sich einzelne hervorragende Stücke befinden. Dies gilt zum Beispiel für einen kleinen Becher mit seitlicher Durchbohrung, der aus der dicken, untern Partie einer Hirsch-

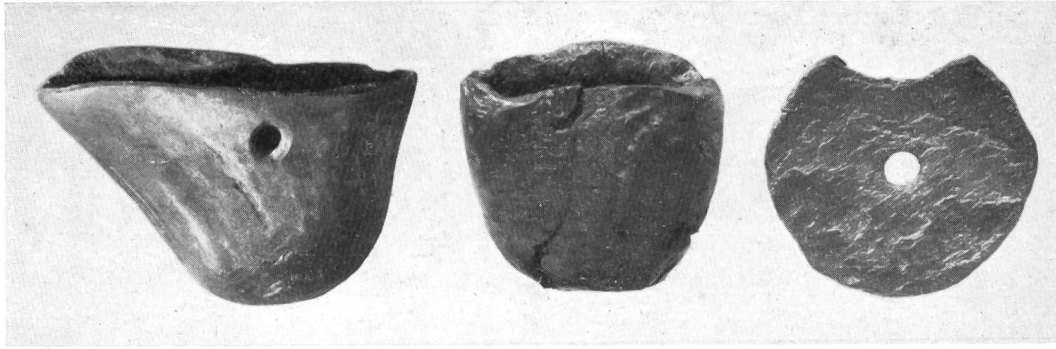


Abb. 40. Burgäschisee-Süd. Becher aus Hirschhorn mit seitlicher Durchbohrung; Holzbecher; Netzschwimmer aus Rinde, 1: 2.

geweihstange gearbeitet ist (Abb. 40), für zahlreiche Knochenmeißel und -ahlen, einen großen Schöpflöffel aus Holz, das vordere Ende eines hölzernen Pfeilschaftes, an dem eine Feuersteinspitze befestigt ist (Abb. 41), ein Messer, bestehend aus einer langstielligen Holzfassung und einer Silexklinge als Schneide (Abb. 41), sowie für den obern Teil eines Beilschaftes, in welchem noch die Klinge aus Felsgestein steckte. Auch die Zahl der Feuersteingeräte und Steinbeilklingen war beträchtlich (Abb. 42). Schließlich sei noch die große Masse von Mahlzeitüberresten in Form zerschlagener, sonst aber unbearbeiteter Tierknochen erwähnt, welche dem Naturhistorischen Museum Bern zur Auswertung übergeben wurden.

Das Fundinventar zeigt eindeutig, daß wir es wie bei den drei übrigen Fundstellen an den Ufern des Burgäschisees mit einer Siedlung der Cortailodkultur zu tun haben. Obgleich die schlechte Erhaltung der Töpferware eine

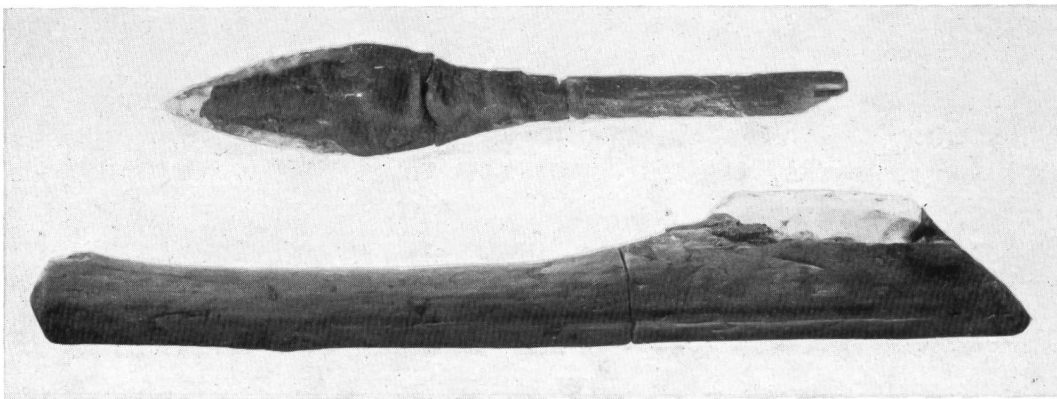


Abb. 41. Burgäschisee-Süd. Pfeilspitze aus retouchiertem Feuerstein, mit Birkenteer an dem noch vorhandenen Rest des Schaftes befestigt; Messer mit langem Griff aus Holz und eingesetzter Feuersteinschneide, 5/12 natürlicher Größe.

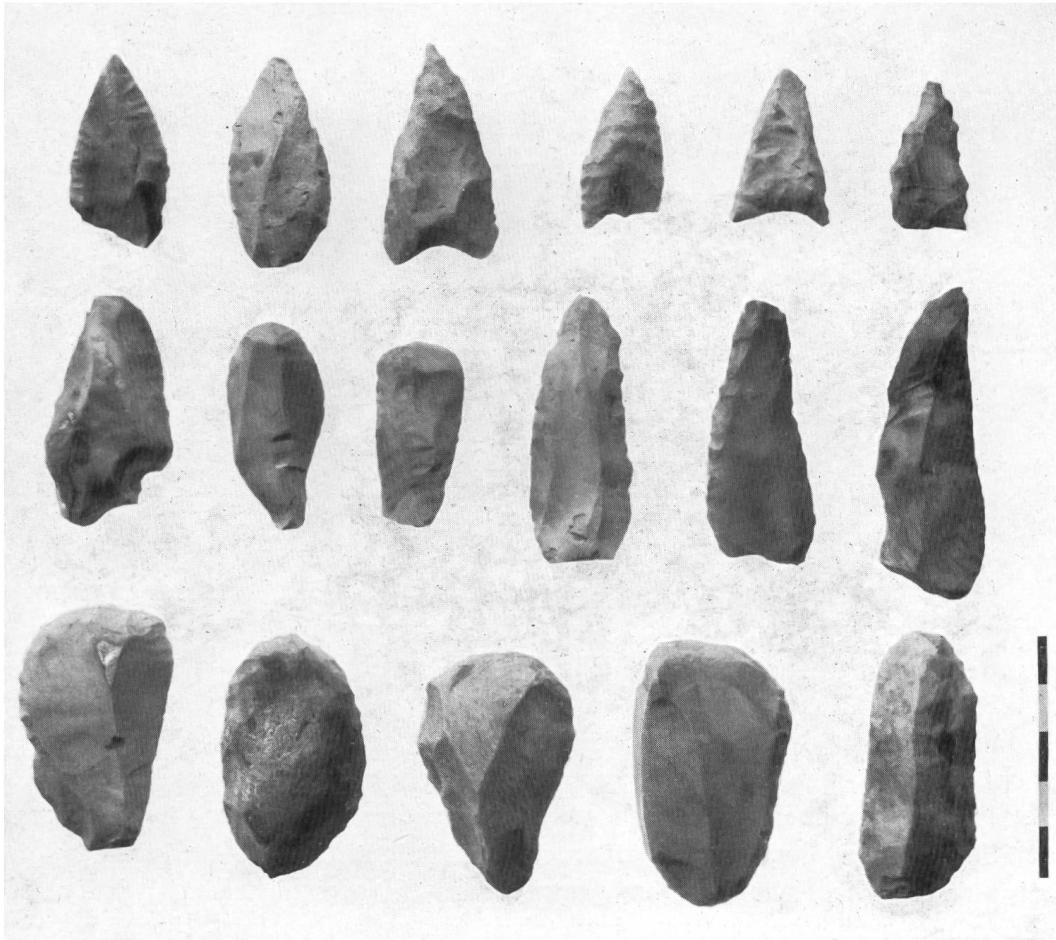


Abb. 42. Burgäschisee-Süd. Pfeilspitzen, Messerklingen und Kratzer aus Feuerstein.

genauere Bestimmung erschwert, glaube ich schon jetzt sagen zu dürfen, daß es sich um jüngere Cortaillodkultur handelt, wie sie von Dr. V. von Gonzenbach näher umschrieben worden ist.

Unsere Grabung in der Station Burgäschisee-Süd erhielt aber einen ganz besonderen Akzent durch den Umstand, daß wir interessante Beobachtungen in bezug auf die Wohnweise machen konnten. Wir stellten nämlich fest, daß sich auf dem von Kulturschicht bedeckten Areal, wie aus unserem Plan hervorgeht, eine Anzahl unregelmäßiger Lehmkomplexe befinden, von denen jeder eine Fläche von 4–6 m<sup>2</sup> bedeckte (Abb. 43). Gelegentlich steckten Pfähle darin, doch waren solche außerhalb der Lehmberge im Bereich der von uns abgedeckten Fläche der Siedlungsstelle viel häufiger. Man kann geradezu von einem Pfahlgewirr sprechen, wobei hervorzuheben ist, daß sich keinerlei Anzeichen für eine systematische Anordnung erkennen ließen.

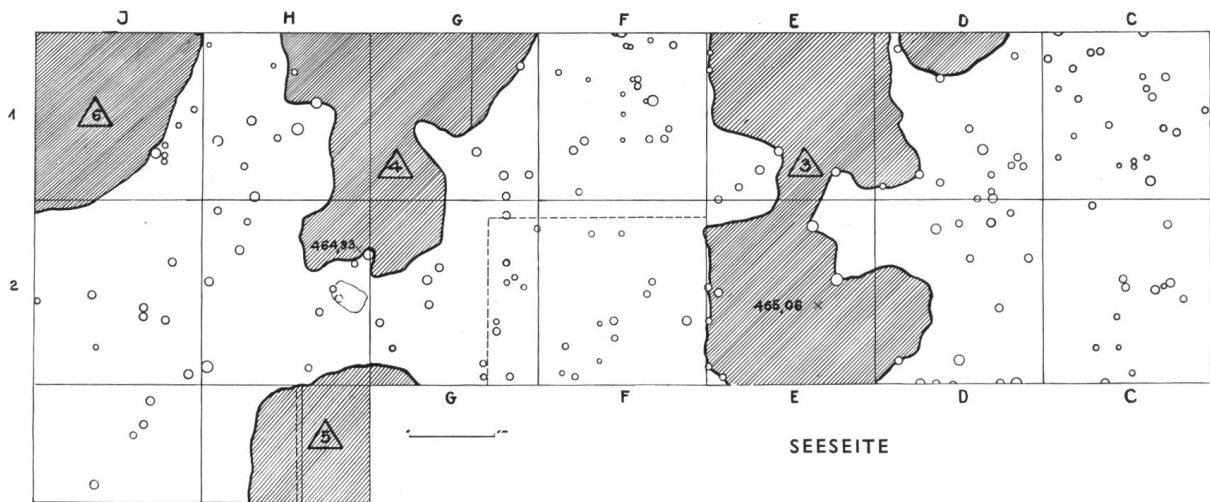


Abb. 43. Burgäschisee-Süd. Teilplan des 1952 untersuchten Areals der Ufersiedelung mit Lehmlinsen und Pfahlstümpfen. 1:100.

Beachtung verdient nun vor allem der innere Aufbau der Lehmkomplexe. Wenn man sie vertikal schneidet, dann erkennt man, daß sie linsenförmig sind, d. h. von außen nach innen an Dicke zunehmen, und daß sie keineswegs ausschließlich aus Lehm bestehen, sondern immer wieder von verhältnismäßig dünnen Lagen Kulturschicht unterbrochen werden (Abb. 44–46). Das heißt mit andern Worten, daß die normale, 20–40 cm mächtige Kulturschicht der Siedlungsstelle im Bereich jedes dieser linsenförmigen «Lehmlinge» durch den Einschluß größerer oder kleinerer Lehmportien in mehrere dünne Streifen aufgespalten wird. Die Zusammensetzung der Kulturschichtbänder innerhalb der Lehmberge entsprach durchaus dem, was wir dort feststellten, wo die

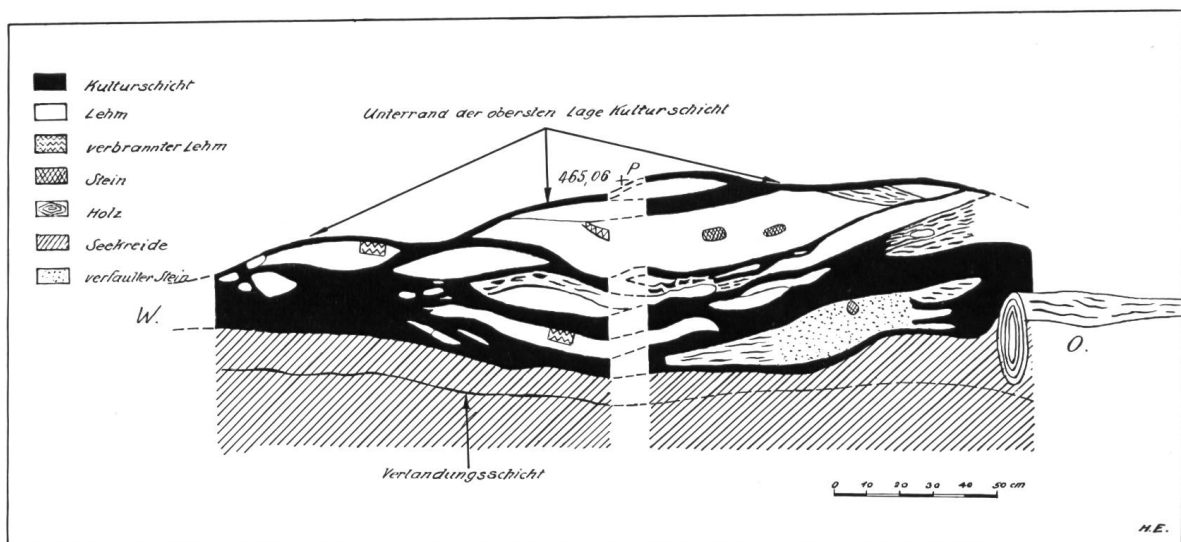


Abb. 44. Schnitt durch die Lehmlinse 3 von W nach O.



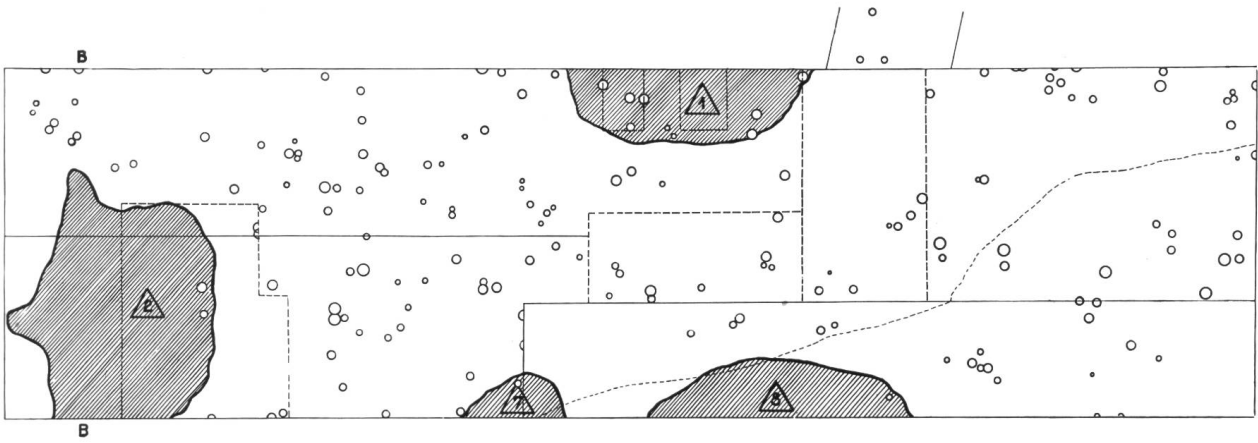


Abb. 43a. Die linke Randlinie des Feldes B ist mit der rechten Randlinie des Feldes C identisch.

Kulturschicht eine einzige kompakte Lage darstellt: d. h. es handelte sich um den üblichen Unrat, der eine normale Zahl von Funden enthielt. Asche und Holzkohle waren nur in sehr geringem Maße eingeschlossen. Hervorzuheben ist vielleicht, daß gelegentlich auch Ansammlungen von Wasserschnecken beobachtet werden konnten. Der Lehm, der zwischen den Kulturschichten lag, war verhältnismäßig sehr rein und enthielt keinerlei kulturhistorische Reste. Es dürfte sich um Material handeln, das aus der nähern Umgebung des Sees stammt. An einigen Stellen konnte mit Sicherheit, an andern mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit festgestellt werden, daß der unterste, auf der untern See- kreide aufliegende Horizont der «Lehmlinge» aus vegetabilischem Material, am ehesten wohl einer Schilflage bestand; außerdem zeigte es sich, daß innerhalb der Lehmberge, und zwar im Bereich der Kulturschichten, Rindenbeläge vorkom-

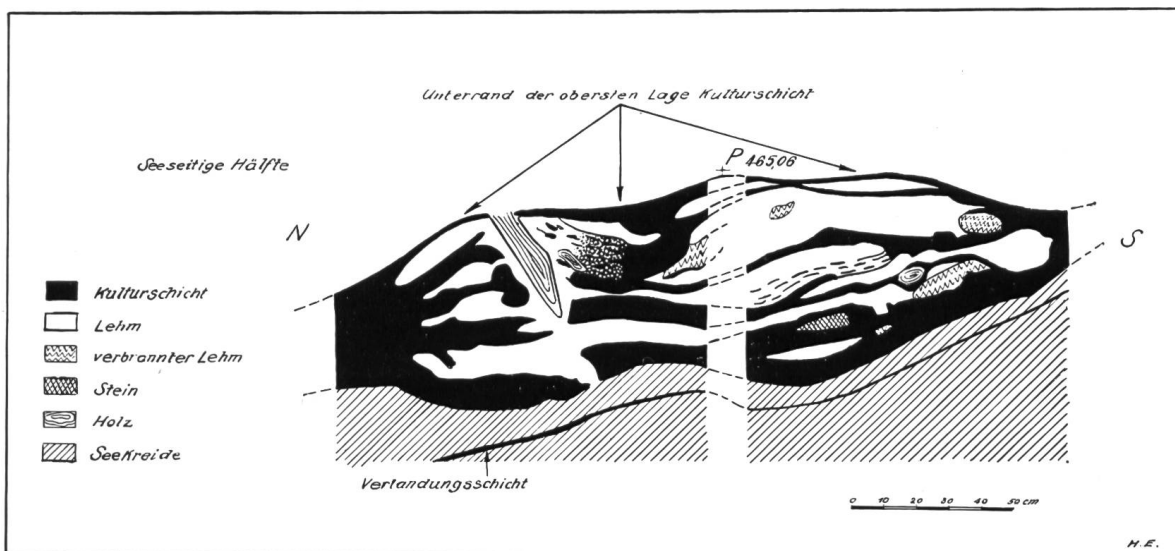


Abb. 45. Schnitt durch die Lehmlinse 3 von N nach S.

men, die aber durchwegs sehr schlecht erhalten und dementsprechend klein waren. Dagegen fanden sich nirgends die geringsten Spuren einer horizontalen Holzkonstruktion; mit Rücksicht auf den verhältnismäßig guten Erhaltungszustand der vertikalen Pfähle – auch innerhalb der Lehmlinsen – muß daraus wohl gefolgert werden, daß derartige konstruktive Partien nie vorhanden gewesen sind. Nur oben auf den Lehmkomplexen fanden sich Reste liegender Hölzer, die ein wirres Durcheinander bildeten und wohl als Trümmer der Oberbauten zu betrachten sind.

Zusammenfassend ist also zu sagen, daß wir es bei den Lehmlinsen mit Anhäufungen von Lehm zu tun haben, die in unregelmäßigen Abständen von Kulturschichten durchzogen sind. Die flächenmäßige Ausdehnung der Lehmberge ist verhältnismäßig gering; da sie aber in der Vertikalen 60–120 cm messen, läßt sich leicht errechnen, daß ihr Gewicht sehr beträchtlich sein muß. Dies führte auch dazu, daß sie in mehreren Fällen ziemlich stark in die untere Seekreide abgesackt sind.

Wie sollen wir nun eine solche Fundsituation – auf einem Areal von rund 130 m<sup>2</sup> mehrere dicht beieinanderliegende, von zahlreichen Pfahlstümpfen umgebene Lehmkomplexe – deuten? Es ist ganz klar, daß dieses Problem im Zusammenhang mit der Frage steht, ob es jemals Wasserpfahlbauten gegeben hat, oder ob man es bei den zahlreichen Fundstellen an den Ufern unserer Seen mit ebenerdigen Siedelungen zu tun hat. Die Vertreter der Pfahlbautheorie betrachten unsere Lehmlinsen entweder als Reste zusammengestürzter Häuser, wobei der als Bodenbelag und Wandabdichtung verwendete Lehm sich mit der im Wasser abgelagerten Kulturschicht vermischt hätte, oder als Abfallhaufen, die während der Besiedlung zum Teil durch periodisches Entfernen von Unrat, zum Teil durch das Hinuntersickern von Lehm entstanden sein müßten. Diesen beiden Ansichten möchte ich entgegenhalten, daß meines Erachtens weder beim Zusammenstürzen von Häusern, noch während der Dauer der Besiedlung eine so eindeutig abwechselnde Schichtung von Lehm und Kulturschichten im Wasser entstehen kann, wie wir dies bei den Lehmbergen von Burgäschisee-Süd feststellten. In den Augen der Gegner der Pfahlbautheorie handelt es sich bei den Lehmkomplexen um Feuerstellen, die sich im Innenraum ebenerdiger Häuser befanden. Dazu ist zu bemerken, daß die Zusammensetzung unserer Lehmkomplexe nicht ohne weiteres für diese Interpretierung zu sprechen scheint; denn wir konnten wie gesagt nirgends größere Aschen- oder Holzkohlenlager feststellen, und auch der Lehm weist nur ganz vereinzelte Spuren von Feuereinwirkung auf. Zudem ist zu beachten, daß sich in dem Pfahlgewirr rings um die Lehmkomplexe keine Hausgrundrisse erkennen lassen. Allerdings besteht die Möglichkeit, daß das Bild infolge mehrerer Bauperioden verwischt ist.

Meine persönliche Auffassung ist die, daß man aus den Lehmkomplexen der Station Burgäschisee-Süd bis jetzt nicht mehr und nicht weniger heraus-



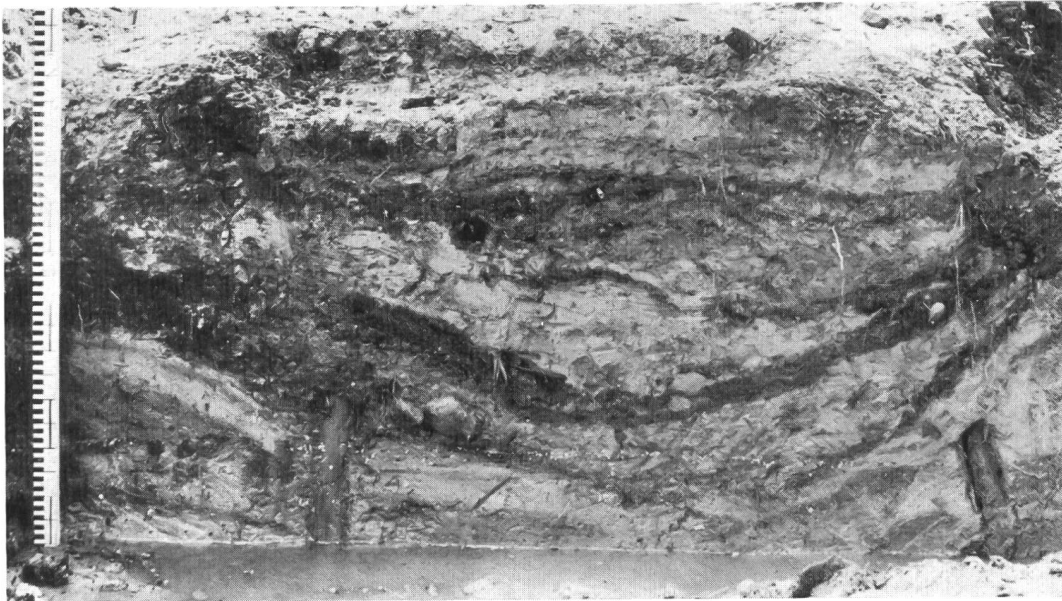


Abb. 46. Lehmlinse 2 im Schnitt. Man beachte die starke Absackung in die untere Seekreide.

lesen darf, als daß sie sicher nicht durch das Zusammenstürzen von Pfahlhäusern oder infolge periodischen bzw. kontinuierlichen Herabfallens und -sickerns von Lehm und Unrat entstanden sind. Ihr großes Gewicht schließt ferner aus, daß es sich um mehrfach erneuerte Hüttenböden handelt, die ursprünglich von einem Pfahlrost getragen wurden und später als Ganzes auf die untere Seekreide hinabfielen.

Es bleibt uns noch zu prüfen übrig, was für Hypothesen in bezug auf das einstige Aussehen der Ufersiedelung Burgäschisee-Süd sich an diese Feststellungen knüpfen lassen. Handelt es sich um eine Ansammlung verhältnismäßig kleiner, leicht gebauter, ebenerdiger Hütten, deren verschiedentlich mit neuen isolierenden Lehmschichten abgedichteten Böden erhalten geblieben sind? Auf Grund ethnographischer Parallelen scheint es nicht ausgeschlossen, daß der in diesem Fall recht beschränkte Raum den Bewohnern genügt hätte. Aber ein anderer Umstand widerspricht dieser Deutung: die große Zahl von Pfahlstümpfen in der Umgebung der Lehmlinsen. Ihre Funktion ist im Zusammenhang mit derartigen kleinen Hütten nicht einzusehen.

Oder handelt es sich um ebenerdige größere Häuser, in denen die Lehmansammlungen als Feuerstellen dienten? Die Größe und die Zusammensetzung der Lehmberge von Burgäschisee-Süd scheint mir nicht dafür zu sprechen: erstens liegen keine Anhaltspunkte dafür vor, daß die Lehmlinsen nur deshalb verhältnismäßig ausgedehnt sind, weil die mehrmalige Erneuerung eine gewisse Exzentrizität zur Folge hatte, und zweitens läßt sich ihr Aufbau aus Lehm und

Kulturschicht mit unwesentlichen Anzeichen von Feuereinwirkung, dafür aber vereinzelt Einschlüssen von Wasserschnecken meines Erachtens nicht ohne weiteres mit einer Herdstelle vereinbaren.

Wir müssen aber vielleicht noch eine dritte Möglichkeit in Betracht ziehen. Aus überseeischen Gebieten, zum Beispiel aus Indonesien, ist uns eine Wohnform bekannt, bei welcher auf einem Pfahlrost eine verhältnismäßig kleine, schlecht erleuchtete und vornehmlich zum Schlafen benützte Hütte steht, während der darunter befindliche Raum, der auf allen vier Seiten offen ist, als Arbeitsplatz dient. Wenn der See zur Zeit der Besiedelung unserer Station wie heute bei normalem Wasserstand bis nahe an die Wohnstätten heranreichte, bei Hochwasser also sogar noch weiter landwärts flutete, dann wäre eine solche Wohnweise sicher recht zweckmäßig gewesen: einfache Hütten auf einem von zahlreichen, nicht in bestimmter Anordnung eingeschlagenen Pfählen getragenen Rost, darunter, mit Hilfe von Lehm gegen Feuchtigkeit isolierte Arbeitsplätze, die während des größten Teiles des Jahres benützbar waren und nur im Falle von Hochwasser zeitweise preisgegeben werden mußten. Ob jede Hütte auf einem besondern Rost stand, der mit den andern durch kurze Verbindungsstege verbunden war, oder ob mit einem einzigen Rost für die ganze Siedelung gerechnet werden muß, läßt sich natürlich nicht sagen. Aber auch das Vorhandensein eines größeren Rostes spräche nicht unbedingt gegen eine Mehrzahl von Arbeitsplätzen, da man sich mit Hinsicht auf den mühsamen Lehmtransport wohl damit begnügte, zum Beispiel für jede Familie eine gegen Bodenfeuchtigkeit geschützte Stelle zu schaffen. Wahrscheinlicher scheint mir allerdings die Annahme von Einzelbauten.

Ich bin mir bewußt, daß dieser zuletzt vorgebrachten Hypothese der Vorwurf gemacht werden kann, es handle sich um eine reichlich komplizierte Lösung. Ich muß aber nochmals darauf hinweisen, daß die Völkerkunde derartige komplizierte Lösungen kennt, wie mir von Prof. A. Bühler, Basel, ausdrücklich bestätigt worden ist. Im übrigen ging es mir vor allem darum, zu zeigen, daß die Lehmlinsen, wie wir sie in Burgäschisee-Süd angetroffen haben, obwohl sie meines Erachtens an Ort und Stelle, aber sicher nicht unter Wasser entstanden sind, nicht unbedingt gegen das Vorhandensein von Pfahlbaukonstruktionen sprechen. Immerhin ist zu berücksichtigen, daß Prof. E. Vogt bei seinen jüngsten Untersuchungen in Egolzwil 3 der Nachweis eines großen Hausgrundrisses mit einer eingeschlossenen Lehmanhäufung gelungen ist. Andererseits besteht natürlich die Möglichkeit, daß die Siedelungsweise ziemlich stark variierte. — Es bleibt nun noch abzuwarten, zu welchen Ergebnissen der Pollenanalytiker, Prof. M. Welten, bei der Untersuchung der von ihm in großer Zahl entnommenen Proben und Doz. Dr. Elisabeth Schmid durch ihre sedimentgeologische Analyse gelangen werden. Im übrigen hoffe ich, daß uns die Fortsetzung der Ausgrabung in Burgäschisee-Süd weitere Aufschlüsse über die Bedeutung der Lehmberge vermitteln werde.

Abschließend möchte ich allen Mitarbeitern, ganz besonders meinem Assistenten Dr. R. Wyß, für den tatkräftigen Einsatz während der Ausgrabung und für die Hilfe bei der in Angriff genommenen Auswertung der diesjährigen Grabungskampagne herzlich danken. Auch ist zu erwähnen, daß das Fundmaterial mit Ausnahme einiger Stücke in dem in Entstehung begriffenen Lokalmuseum Herzogenbuchsee, das sich in finanzieller Hinsicht an der Grabung beteiligte, deponiert werden soll.

Hans-Georg Bandi

Photos: Bernisches Historisches Museum, K. Buri und M. Fankhauser; Zeichnungen: TAD des Kantons Bern, H. Ederheimer, nach Aufnahmen von Prof. H.-G. Bandi (Profilschnitte) und Dr. R. Wyß (Gesamtplan).

## Kestenberg II

Wo der Kestenberg liegt und welche Bewandtnis es mit ihm in urgeschichtlicher Beziehung hat, mag der geneigte Leser in der *Ur-Schweiz* 1951, S. 33 ff. nachlesen. Halten wir aus jenem Bericht fest, was die Lehrgrabung 1951 an wissenschaftlichen Ergebnissen gezeitigt hat: Aus dem beidseitig steil abfallenden Felsgrat haben schutzsuchende Talbewohner am Ende der Bronzezeit zwei Hindernisgräben ausgebrochen, den dazwischenliegenden Raum von 60 m Länge so gut es ging planiert, darauf Holzhäuser gebaut, die einem Brand zum Opfer fielen, dann durch Aufschütten von Kalksplitterschichten neue Wohnflächen geschaffen und schließlich, als schon das Eisen in Gebrauch war, die Siedlung vollständig erneuert, indem das ganze Areal mit einer groben Kalksteinlage bestückt wurde.

Hatte man 1951 noch mehr mit Sondiergruben gearbeitet, um die Schichtenfolge abzuklären, so sollte die neue Grabung nun größere Flächen freilegen. Als Aufgabe war uns gestellt, vor allem Form, Größe und Orientierung der Häuser mit der Brandschicht und wenn möglich auch einige Anhaltspunkte über die Bauten der obern Schichten zu gewinnen.

Am 4. August 1952 stieg eine Gruppe von Freiwilligen, Studenten und Lehrern, mit 2 Erdarbeitern unter der Führung des wissenschaftlichen Assistenten Dr. Egon Gersbach zum erstenmal auf die Höhe des Kestenbergs. Acht Tage später folgte der unterzeichnete Leiter mit neuem Zuzug für 2 Wochen, und in der 4. Woche arbeitete Dr. Gersbach wieder allein mit einem Studenten und 3 Arbeitern. Die Fundabteilung im Dorf betreute stud. phil. R. Degen, dem je nach «Scherbenandrang» bis zu 5 Wäscherinnen aus dem Dorfe zu Hilfe kamen. Das Grabungsgelände wurde wie 1951 vom Geometer des Institutes, A. Wildberger, mit einem Quadratmeternetz überzogen. Die gewöhnlichen Funde, Scherben, Knochen usw. wurden nach Quadratmeter und Schicht separiert, die wichtigeren Gegenstände mit Koordinaten eingemessen. 80 Photographien halten Steinsetzungen und wichtigere Einzelheiten fest. Anderes, wie